

**Zeitschrift:** Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft  
**Band:** 10 (1868-1869)  
**Artikel:** Ornithologische Beobachtungen  
**Autor:** Stölker, Carl  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-834739>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## XII.

# Ornithologische Beobachtungen.

Von

**Dr. Carl Stölker** in St. Fiden.

---

Wenn ich im Folgenden auch nur kurze Notizen über einige unserer einheimischen Vögel mittheile, so glaube ich doch dadurch einen kleinen Beitrag zur Kenntniss ihrer Natur sowie ihrer Eigenschaften liefern zu können, da sich die Naturgeschichte eines Vogels, die bei manchen Arten noch viel zu erörtern lässt, aus Einzelbeobachtungen zu einem Ganzen gestaltet.

Dass aus dem Benehmen eines Vogels in der Gefangenschaft, von dem ich Ihnen vorzüglich erzählen möchte, nicht auf sein Treiben in der Freiheit geschlossen werden kann und darf, wie oft behauptet wird, hat nur beschränkt seine Gültigkeit. Nehmen wir auch an, es sei nicht der Fall, so geben doch gewiss die Aeusserungen, das Betragen des eingesperrten Vogels eine Ergänzung zu seinem Charakterstudium im Freien; man lernt die einzelne Vogelnatur umfangreicher kennen; man kann erfahren, wie er sich benimmt, wenn er in Verhältnisse versetzt wird, die ihm bis anhin total fremd waren. Dass aber eben hiebei manche ihr Naturell beibehalten, dürfte leicht zu zeigen sein.

Ferner können solche Notizen über das Halten einzelner Vogelspezies andern Naturfreunden, die diese flinken Geschöpfe in ihrer Nähe beobachten möchten, willkommene Winke für

ihre Bestrebungen geben. Die Einzelbeobachtungen werde ich im Allgemeinen systematisch zusammenstellen; doch bin ich auch einige Mal genöthigt, sachlich Zusammengehöriges bei einander zu lassen.

Es sei mir auch erlaubt, einige wenige Beobachtungen meiner Freunde aufzunehmen, da selbige zum Theil die meinigen ergänzen und sonst nicht zur weitem Kenntniss gelangen würden.

### **Strix flammea** L. *Schleiereule.*

Die Schleier- oder Goldeule ist die Nachteule comme il faut! Sie schläft wirklich des Tages, und zwar oft sehr fest, scheut das Licht wie keine andere Eule und ist nur Abends und Nachts lebhaft. Diese Eule ist, alt eingefangen, ziemlich schwer einzugewöhnen; sie verweigert lange nackte Fleischnahrung. In frühern Jahren ging mir eine wegen dieser Untugend zu Grunde; als ich dieses Jahr (1869) im Frühling (den 7. März) wieder eine solche erhielt, stopfte ich sie mit Milz, wenn ich keine Mäuse oder todte Vögel zur Hand hatte, und diese Prozedur musste bis Ende März ausgeführt werden. Von da an nahm sie Milz von selbst zu sich und wurde nun zu einer Sumpfeule gebracht, welcher sie jedoch einen solchen Schrecken einflösste, dass jene die Flügel blutig schlug. Ich entfernte sie deshalb wieder und gesellte sie einem Waldkauz bei, mit dem sie zwar in Frieden lebte, später jedoch der Fresssucht des letztern wegen auch wieder isolirt werden musste. Die Goldeule ist nicht nur ein possirliches Vieh ihres Gesichtes, sondern auch ihres Benehmens wegen. Bei Tage steht sie meistens aufrecht, wie ein Soldat, in einer Ecke am Boden des Käfigs; öffnet man letztern, so bleibt sie entweder ruhig stehen, oder senkt sich und drückt den Kopf noch mehr in die Ecke; mitunter schüttelt sie ihn, wie ein Elephant, tief gesenkt hin und

her. In jedem Falle lässt sie sich an Ort und Stelle verbleibend erfassen. Merkt sie nach einigen schwachen Versuchen, dass das Entrinnen aus der Hand unmöglich ist, so sucht sie durch List den Eindringling los zu werden; sie stellt sich tot und bleibt ganz ruhig; legt man sie auf den Rücken, so verbleibt sie in dieser Stellung, ohne gehalten zu werden, so lange Jemand bei ihr anwesend ist, und lässt sich nicht leicht aus der Fassung bringen; man kann ihr die Flügel, den Kopf bewegen, sie lässt es ruhig geschehen; Wasser und Papier, auf's Gesicht fallend, bewirkt höchstens ein leises Zucken, aber tot bleibt sie! Sie hat offenbar noch nicht vernommen, dass todte Vögel ausgestopft werden!

In dieser liegenden Stellung wurde auch die Atzung vorgenommen, wobei sie sich so passiv verhielt, dass ich sie ganz frei liegen liess und mit beiden Händen das Stopfen besorgen konnte, ohne dass sie sich rührte. Der Schnabel ist wegen seiner Länge und wegen des geringen Widerstandes von Seiten der Eule leicht zu öffnen. Nicht einmal durch Hinunterschlingen des Eingeschobenen wollte sie sich verrathen; ich musste sie hiezu in aufrechte Stellung bringen und den Schnabel in die Höhe ziehen.

Lassen wir sie in Ruhe und besuchen sie Abends wieder! Jetzt ist Leben in sie gekommen! Die schwarzen Augen, die bei Tage nur durch eine schmale Lidspalte sich etwas orientiren, glotzen jetzt voll den Nahenden an; sie weicht in den entferntesten Winkel, knackt mit dem Schnabel, macht Front gegen den vermeinten Feind und legt sich bei weit ausgestreckten Füßen stark rückwärts, manchmal ganz auf den Rücken, um mit den Krallen Angriffe abzuwehren. Neckt man sie bei Tage etwas eindringlicher, so setzt sie sich auch in diesen Vertheidigungszustand, beruhigt sich aber bald wieder. Ein Rad schlägt sie mit den Flügeln nie.



Mitte November 1869 gab ich sie dann in bestem Wohlbefinden aus den Händen, da ich ihr keinen Gefährten erhalten konnte. Im Charakter war sie sich immer gleich geblieben.

**Strix noctua** Retz. *Steinkauz.*

Eine muntere, drollige Eule ist der Steinkauz, und wären seine Excremente nicht von so üblem Geruch, wie überhaupt die der Fleischfresser, ich würde ihn jedem Vogelfreunde anempfehlen. Er geht ausnahmslos, im Gegensatz zu den übrigen Raubvögeln, alt gefangen leicht an's künstliche Futter, ist in seinem Käfig bald zu Haus und hat sogleich das Plätzchen ausgefunden, wo er sich am ehesten vor Unberufenen verstecken kann, wobei er wirklich bewunderungswürdig die schützenden Gegenstände zu verwerthen versteht; am willkommensten hiezu ist ihm freilich ein sog. Nistkästchen. Muss er dem unwillkommenen Besuche gegenüberstehen, so macht er die lustigsten Verbeugungen und Kopfdrehungen, deren Bedeutung mir nicht ganz klar ist; doch scheint es mir, als dienten sie zur schärfern Betrachtung des Objectes; er besieht dasselbe, ohne den Platz zu verlassen, von möglichst verschiedenen Seiten. Oder will er nur den Beobachter irre leiten? Er richtet sich hoch auf und liegt im nächsten Moment flach auf dem Boden, oder schnellt den Kopf rasch nach einander nach oben und unten, nach rechts und links. Macht der Beobachter eine Bewegung, so verbeugt sich das Käuzchen, und oft so regelmässig, dass ein Vogelhändler den Leuten angeben konnte, er habe sein Käuzchen zum Complimentiren abgerichtet; er durfte nur eine Bewegung machen, so erfolgte die gewünschte Verbeugung. Der Sonnenschein genirt diese Eule nicht stark. Mehrere zusammengebracht leben sehr friedlich; ich hatte eine Zeit lang fünf beisammen ohne Ruhestörung.

Dieses Frühjahr (1869) traf ich im Mai bei Herrn Brügger,

Restaurateur in Chur, ein Steinkäuzchen auf drei Eiern, die es in einem relativ engen Käfig gelegt hatte, in welchem es auch im vorigen Jahr auf vier Eiern gebrütet haben soll. Da das Käuzchen jedoch ledig war, erwarb ich mir die Eier. Es ist sehr auffallend, wie leicht die Eulen in Gefangenschaft Eier legen. Herr Präparator Monhard sel. in Aarau erhielt solche vom Uhu (*Strix bubo*), Herr Oberst von Challande von der Zwergohreule (*Strix scops*), und in den Verhandl. d. schweiz. naturf. Gesellsch. von 1836 theilt Herr Földvály S. 37 mit, dass ihm eine Ohreule (spec.?) in Gefangenschaft Eier gelegt habe. Von einer gelungenen Zucht ist mir jedoch Nichts bekannt; sie werden zu selten paarweise gehalten.

Dass ein wurmartiger Parasit: *Syngamus trachealis* Siebold unter hühner- und krähenartigen Vögeln durch Reiz und Verstopfung der Luftröhre Verheerungen anrichtet, ist bekannt; dass derselbe aber auch bei Eulen vorkömmt, dürfte neu sein. Ich erhielt dieses Jahr eine *Strix noctua*, welche beim Athmen, das mit Geräusch geschah, den Schnabel aufsperrte und dabei die Zunge hervorstreckte, ebenso von Zeit zu Zeit hustete. Da ich in letzter Zeit besonders auf *Syngamus* aufmerksam wurde, vermuthete ich den Grund der vorliegenden Krankheit, tödtete die Eule und fand etwa 8 Würmer in der Trachea, deutlich als *Syngamus* erkenntlich.

### ***Strix brachyotus* Lath. Sumpfohreule.**

Den 10. September 1868 erhielt ich eine Sumpfohreule, die in der Nähe von St. Fiden gefangen wurde. In den Käfig gebracht lüftete sie die Flügel hoch auf, senkte den Kopf, fauchte und knackte, als ob sie äusserst grimmig gestimmt wäre. Lässt man sich aber durch den Schein nicht täuschen, so gestattet sie ohne irgend welche Vertheidigungsversuche, sie zu krauen, zu streicheln und die Flügel zu bewegen, falls

sie nicht weiter entrinnen kann; sonst aber verlässt sie die Stelle und macht das Manöver in einer andern Ecke des Käfigs. Die Eulen scheinen es zu haben wie viele Grossmäuler: sie drohen nur, schreiten aber selten zur That! Wenn eine Eule, besonders ein Uhu, die Flügel zum Rad schlägt, in deren Mitte der Kopf mit den lebhaften Augen hervorschaut, und man das Knacken und Fauchen hört, so wird man schon etwas stutzig, auf ein solches Vieh einzudringen, in der Befürchtung, es sitze einem im nächsten Moment im Gesicht. Dem ist aber nicht so! Die Eule sucht nur in ihrer schrecklichen Angst den ungeladenen Gast durch ihre Gesten abzuschrecken. Weiss man ihre Schliche und will sie doch erfassen, so sucht sie zu entweichen, was auch mein Uhu that, ohne dass er sich zu vertheidigen suchte. Hat man sie aber in die Enge getrieben oder gar erfasst, so benutzen manche die Füsse zum thatsächlichen Sprechen, andere machen auch dann Nichts, wie z. B. unsere Sumpfeule. Gegenwärtig besitze ich aber auch einen aufgezogenen Waldkauz, der zu dem sanften Charakter der vorigen das Gegenheil bildet. Dieser benimmt sich wirklich lümmelhaft; ohne Nothwehr gebrauchen zu müssen, fährt er mit beiden Füssen gegen die sich zufällig nähernde Hand. Er hat wahrscheinlich früher Misshandlung erfahren; denn sowie man selbst zahme Eulen grob behandelt, so werden sie störrisch und misstrauisch. Ich vergriff mich einmal in dieser Richtung an einem sonst sehr zahmen Waldkauz, indem ich ihm eines Vergehens wegen eine Ohrfeige gab; von da an war aber alle Zahmheit verschwunden, und ich hatte immer mit seinen Füssen zu schaffen.

Kehren wir zur Betrachtung unserer Sumpfeule zurück! Immer, wenn Jemand an den Käfig trat, nahm sie die besprochene drohende Stellung an, mit gesträubtem Gefieder, wobei von den Federöhrchen Nichts zu sehen war. Die Pupille ist auch bei Sonnenschein sehr gross, so dass die orangefarbige

Iris nur einen schmalen Reif bildet. Von vornherein hatte ich Sorge, sie möchte nicht an's Futter, resp. an Fleisch ohne Haare und Federn gehen, da ich diese Erfahrung schon an Tag- und Nachtraubvögeln gemacht; gerade dieses Jahr gingen mir z. B. zwei Waldkauze und ein Sperber zu Grunde wegen Futterverweigerung. Richtig hatte sie bis zum 15. d. M. die vorgelegte Milz und Fleisch, selbst eine todte Maus liegen lassen; ob sie inzwischen zufällig im Käfig einige lebende Mäuse erwischt, lasse ich dahingestellt, Faktum war wenigstens, dass sie bei der Untersuchung sehr mager befunden wurde. Da ich für ihre Existenz besorgt war, begann ich sie mit Leber zu stopfen, was leicht geschehen konnte, da sie den Schnabel von selbst öffnete, um zu fauchen, wenn ich sie in die Hand nahm; auch verschlang sie das Hineingeschobene willig. Den 21. September erhielt sie oben erwähnten Waldkauz zum Kameraden in der Hoffnung, sie lerne von diesem ihre zukünftige Kost kennen, was auch so geschah; wenigstens fand ich sie, nachdem ich sie vom 23. September an sich selbst überliess, bei einer spätern Untersuchung wohlbeleibt. Von eigentlichem Zahmwerden ist bei ihr Nichts zu erwarten, wenigstens droht und schimpft sie Ende October 1869 noch wie am ersten Tage und fährt hiebei wie toll im Käfig umher. In einer ruhenden Stellung konnte ich sie noch nie überraschen. Auffallend ist, wie sie trotz ihres unsinnigen Benehmens das Gefieder so wenig zerstört; die Eulenfedern sind eben sehr elastisch, was schon aus dem leisen Flug ersichtlich ist. Als Futter erhielt sie fast durchweg Milz, womit ich überhaupt die Raubvögel ernähre, ausnahmsweise Vogelcadaver (von auszustopfenden). Seit ich meinen Waldkauz Wasser trinken sah, erhalten auch alle andern Raubvögel Wasser, obschon oft behauptet wird, sie brauchen kein solches.

Anfangs October 1869 erhielt ich eine zweite Sumpfohreule, die sich nicht so wild geberdete, wie ihr Kamerad; sie faucht wohl auch, wenn man sich ihr nähert, aber sie schlägt kein Rad; man kann sie streicheln, ohne dass sie sich schnell zu entwinden sucht. Als ich sie bekam, frass sie selbst und zwar so ungenirt, dass sie mir vorgehaltenes Fleisch abnahm, während ich sie in der Hand hielt. Beide fressen auch ohne grossen Hunger bei Tag und sind stets munter. Die später erhaltene ist heller gefärbt, so dass ich hoffe, ein Paar zu besitzen.

Ueber die Sommermonate fütterte ich statt Milz Rindfleisch; jetzt (im Winter) erhalten sie wieder erstere abwechselnd mit Vogelcadavern und allfälligen Mäusen; sie verschmähen auch Fischeingeweide nicht; ein ganzes Fischchen liessen sie jedoch liegen.

### **Strix scops** L. *Zwergohreule.*

Da die niedliche Zwergohreule bei uns sehr selten und deshalb schwer lebend zu erhalten ist, und ich sie doch gerne einmal besessen hätte, so liess ich solche durch einen Freund von Florenz kommen. Den 9. August 1868 erhielt ich denn auch drei Stück von dort: eine Alte und zwei ausgewachsene Junge. Sie unterschieden sich dadurch von einander, dass die Alte ein knapp anliegendes, die Jungen ein lockeres, durch nach unten liegenden Flaum gehobenes Gefieder zeigten; auch waren bei letzteren die Federöhrchen kleiner, bei der jüngern kaum vorhanden. Ihr Begleitschreiben sagte, dass sie nebst verschiedenen Fleischspeisen auch gekochtes Gemüse fressen, dass ihnen aber ein Tropfen Wasser den Tod bringe. Beides unterwarf ich aus Unglauben der Prüfung. Damit sie sich von den Strapazen der Reise erholen, erhielten sie während der ersten Tage nur Fleisch und dazu allerdings auch Wasser. Letzteres schien ihnen im Gegensatz zu der angeführten Be-



hauptung sehr zu behagen, da sie sich badeten, bis sie pudelnass waren. Nach einigen Tagen erhielten sie *experimenti causa* gekochten Kohl und Kohlraben, und siehe da! sie frassen beides, den Kohl freilich lieber; sie verzehrten ihn, wenn ihnen auch Fleisch zur Verfügung stand. Einst traf ich eine mit einem Krautstengel quer im Schnabel kühn aufrecht am Boden stehend, was ihr ein komisches Aussehen gab. Lebende Mäuse scheinen sie im Käfig selbst gefangen zu haben, wie das Gewölle bewies; todte Mäuse liessen sie längere Zeit liegen. Acht Tage lang hatten sie zwei junge Sperlinge bei sich, ohne ihnen ein Leid zuzufügen; nur wenn sich erstere zu hartnäckig auf die Eulenköpfe setzten, erhielten sie einen derben Verweis ohne weitere Verfolgung. Scheint die Sonne in ihren Käfig, so erfreuen sie sich an den Strahlen derselben und halten die Augen hiebei ganz offen. Die Iris ist hellgelb, ihr unterer Theil dunkler. Sie fressen auch bei Tage, doch nur ausnahmsweise; es hängt dies von der mehr oder weniger reichlich besetzten Abendtafel ab. — Im Allgemeinen machen sie weniger Kopf- und Körperbewegungen als die anderen mir bekannten Eulenarten. Wenn man sich dem Käfig nähert, so drehen sie den Kopf nur unbedeutend hin und her; nur die jüngste hebt die Flügel etwas. Wird man jedoch zudringlicher, so sträuben sie das Gefieder, wobei die in der Ruhe hoch emporstehenden Federöhrchen ganz verschwinden, knacken mit dem Schnabel und suchen mit letzterem, zwar sehr unschuldige, Hiebe auszutheilen; nützt dies Alles Nichts zur Abwehr, so suchen sie das Heil in der Flucht. Dies waren offenbar gefangene Thierchen. Nun erhielt ich den 21. October 1868 noch ein aufgezogenes, ganz zahmes, welches bei meinem Freund mit dem Jagdhund Gesellschaft hielt und auf demselben herumritt. Dies machte aber eine viel schlechtere Figur als seine Kameraden. Wie überhaupt aufgezogene Raubvögel schlechteres Gefieder und trägere Haltung zeigen als

alt eingefangene, so war auch das Federkleid meines Käuzchens verstossen, locker getragen und gelblicher gefärbt; auch stand es nie so aufrecht wie seines Gleichen. Wie es scheint, war es gewohnt, meistens aus der Hand zu fressen; denn so lange man bei ihm gegenwärtig ist, lässt es sein Gewimmer: tüd, tüd! hören und ist sehr zufrieden, wenn man ihm ein Bröckchen Fleisch oder ein Paar Mehlwürmer gibt. Ersteres erfasst es mit einem Fuss und beisst davon ab, bis es glaubt, der Brocken sei nicht mehr zu gross, um verschlungen zu werden, was dann mitunter durch schreckliches Würgen bewerkstelligt werden muss. Es bleibt lange auf der Hand sitzen. Hält man es vor einen interessanten Gegenstand, z. B. lebende Vögel, so fixirt es dieselben oft so fest, dass man seinen Körper um 180° unter seinem Kopfe drehen kann, ohne dass es letztern bewegt, was gar komisch aussieht. — Das alte Exemplar ging mir leider, durch einen beigegebenen, äusserst lebhaften Steinkauz geängstigt und gejagt, im Januar 1869 zu Grunde. Die drei andern sind jetzt (Anfangs September 1869) noch immer wohl und munter. Das aufgezogene hat seine Zahmheit verloren, da ich mich zu wenig mit ihm beschäftigte; hat sich dafür aber in seinem Aeussern vortheilhaft geändert.

***Nucifraga caryocatactes*** Briss. *Tannenhäher.*

Schon zwei Mal hatte ich Gelegenheit, Ihnen über das Gefangenleben des Tannen- oder Nusshähers Beobachtungen mitzutheilen\*). Letzten Herbst erhielt ich, wieder von Lichtensteig, einen dritten, der in einer Schlinge gefangen wurde. Mit den zwei früheren hatte er die Zahmheit gemein; man konnte mit der Hand in den Käfig langen, ohne dass er sich stark zu

\*) Bericht der St. Gallischen naturwiss. Gesellsch. 1866 p. 179 u. 1867 p. 62.



fürchten schien. Ich behielt ihn nur kurze Zeit bei mir, worauf er in eine hiesige grosse Volière gelangte, in der er eine sehr gemischte Gesellschaft antraf. Mit dieser lebte er lange Zeit in bester Freundschaft, selbst neben Lerchen, Drosseln etc., bis endlich ein Bergfink ohne Kopf am Boden lag, dessen Hinrichtung ihm zugeschrieben werden musste. Ausser ihm hätte nur eine Schneedohle der Thäter sein können, die aber schon Anfangs ihres schwachen Schnabels wegen mit Verdacht entlassen wurde. Noch weit mehr wurde die Schuld ihm in die Schuhe geschoben, als er später mit einer todten Maus triumphirte; ob er dieselbe frass, ist ungewiss. Mit dem Futter hat er seine liebe Noth; die Nüsse fressen ihm die Pernisen vor dem Schnabel weg, und glaubt er die erhaschten Nahrungsstoffe schlau zu verbergen, sei es, dass er sie mit Blättern oder Steinen zudeckt, sei es, dass er sie in Ritzen hineinschiebt, die Schneedohle hatte seine Arbeit schon längst bemerkt, und kaum ist er von seinem verborgenen Schatze weg, so erlabt sich jene schon daran. Trotzdem scheint er nicht zu kurz zu kommen, er ist wenigstens immer munter. Im Frühjahre liess er mit aufgeblähtem Gefieder, den Kopf himmelwärts gerichtet, eine Art Gesang hören. Ende August 1869 gelangte er durch Zufall wieder in Freiheit, nachdem er unsere Vogelausstellung geziert hatte und während 14 Tagen mit Elstern und Eichelhähern ohne Zank beisammen war.

**Pyrrhocorax alpinus** Vill. *Schneedohle.*

Da die Schneedohlen meistens an hohen, schroffen Felswänden, in deren Höhlen und Vertiefungen nisten, so sind die Nistweise und das Benehmen der Jungen noch weniger bekannt. Da ich so glücklich war, Junge mit Nestern zu erhalten, so erlaube ich mir über dieselben einige Bemerkungen.

Den 3. Juni 1868 bekam ich aus den Appenzellerbergen

ein Nest mit 4 Jungen, welches sich an einer steilen Felswand in einer Höhle befand und mittelst Leitern geholt werden musste. Die Jungen waren schon sehr stark befiedert, so dass ich mich wunderte, sie noch im Neste zu finden. Ihre Farbe war mattschwarz, Schnabelwülste weiss, Rachen rosenroth; Schnabelfirst und Unterschnabelkiel schwarz, der übrige Schnabel weisslich. Untere Gegend der Augen und Schnabelwurzel unbefiedert, mit schwärzlichen Wärzchen besetzt; auf den Seiten des Schädels standen Büschchen grauen Flaumes; die obern Schilder der Füsse schwarz, die seitlichen und unteren Theile der letzteren grau.

Die Thierchen standen aufrecht im Neste und sprangen alsbald im Zimmer umher, eilten jedoch gleich wieder jenem zu, so dass ich es ihnen wegnahm, um es vor weiterer Zerstörung zu wahren. Sie waren nicht scheu und liessen sich berühren. Den Schnabel wollten sie zur Aetzung nicht öffnen, und diese musste mit Gewalt vollzogen werden. Am Abend des andern Tages begann eine zu schreien, welchen Moment ich benutzte, um ihr Futter einzuschieben; sie begriff auch meine wohlwollenden Bestrebungen und liess sich unter fortwährendem Geschrei regelrecht ätzen. Noch desselben Tages begannen auch die übrigen ihr Geschwister nachzuahmen, und die bequemste Fütterung war im Gange, freilich unter bedeutendem Lärm. Den 5. sprangen sie schon der futterbringenden Hand entgegen und machten den 10. Versuche zum Selbstfressen. Sie badeten sehr gerne.

Bald darauf erhielt ich eine Alte mit einem Jungen und bemerkte, dass erstere sich des Jungen annahm, was mir sehr erwünscht kam, da mir wieder ein Nest mit 3 Jungen und später allmählig noch vier Gefangene, die freilich schon selbst frassen, zukamen. Ich überliess nun die ganze Gesellschaft sich selbst, indem ich sah, dass die Alte das Aetzgeschäft mir abnahm.

Als Futter gab ich ihnen rohes und gekochtes Fleisch, in Wasser erweichtes Brod und zur Abwechslung Heidelbeeren.

Die von Hand aufgefütterten waren viel zahmer als die andern. Wenn ich die Käfigthür öffnete, kamen sie auf deren Schwelle und liessen sich noch Anfangs Juli von mir und der alten Schneedohle ätzen. Die Krähenarten lernen als intelligente Vögel bald selbst fressen, doch lassen sie sich auch dann gerne noch lange Zeit Futter beibringen.

Nachdem ich sie ungefähr bis Ende Juli, d. h. bis sie ganz selbstständig waren, behalten hatte, sandte ich sie einem Freunde, für den sie bestimmt waren; auf dieser Reise konnten sie drei Tage lang das Vergnügen des Eisenbahnfahrens geniessen, langten aber doch alle wohlerhalten an.

Den 9. Juni 1869 erhielt ich dann wieder ein Nest mit vier noch kleinen Jungen, welche Fleisch und Brod als Futter verweigerten und leider zu Grunde gingen.

Besser erging es mir mit drei eben ausgeflogenen Schneedohlen, die ich den 26. Juni dieses Jahres erhielt. Sie konnten noch nicht selbst fressen, sperrten jedoch hübsch auf und gediehen vortrefflich. Sie wurden äusserst zahm, selbst zudringlich; sobald ich den Käfig öffnete, flogen sie mir auf Kopf und Schultern, zupften an den Haaren, den Ohren und der Brille. Diese Zutraulichkeit musste ich jedoch ablehnen, da ich nicht alle Tage den Rock waschen wollte. Anfangs Juli begannen die Schnäbel eine gelbliche Farbe anzunehmen, und die Dohlen sangen ihr eigenthümliches Lied, eher Geschwätz zu nennen; Ende August kamen sie wohlbehalten aus meinen Händen.

Lassen sie mich noch eine kurze Beschreibung der Nester geben. Alle drei sind einander sehr ähnlich: ziemlich kunstgerecht geflochten, so dass sie als Ganzes gut zusammenhalten. Es war offenbar Anfangs eine Nestmulde vorhanden, wie an dem Nest Nr. 3, das noch kleine Junge beherbergte, zu sehen

ist; die Ränder sind aber bei den zwei andern Nestern durch die grössern Jungen etwas niedergetreten. Ihr Umfang ist ziemlich rund; der Durchmesser der zwei ersten beträgt 27—35 Centimeter, ihre jetzige Höhe 9 Centimeter; das dritte Nest ist bedeutend kleiner. Das Nest zerfällt in zwei Theile: in einen starken Unterbau von Wurzeln und Aestchen, der eine dunkle Farbe zeigt; auf diesem liegt das eigentliche Nest, aus feinen Reisern, Würzelchen und Heu geflochten, letzteres besonders gegen die Innenseite als Auskleidung; das Ganze hat eine hellere Farbe, ist innen gelblich. In den Nestern liegen Heuschrecken, Käfer, andere Insekten und Schnecken, das Futter der Jungen. Die Nester lagen in Felshöhlen auf sog. Borden oder Gesimsen, mehrere in einer Höhle, aber die meisten unzugänglich.

Alt gefangene Schneedohlen habe ich schon viele erhalten, wobei mir dies Frühjahr auffiel, dass sich unter 15 Stück bloss 4 Weibchen befanden. Ob diese überhaupt in geringerer Anzahl vorhanden sind, oder im Winter wegziehen, muss ich dahingestellt sein lassen. Die Alten sind sehr leicht einzugeöhnen, besonders wenn man im Anfang Vogelbeeren reichen kann.

### **Aufzucht junger Vögel in Gefangenschaft.**

Will man den Vogel von seiner besten Seite kennen lernen, will man seine geistigen Fähigkeiten sowohl als seinen höchsten Grad von instinktiver Anlage studiren, so beobachte man ihn bei seinem Brutgeschäft! Dieses im Freien zu belauschen, haben aber nicht alle Leute, welche sich dafür interessiren, Zeit, da es nicht Stunden, sondern Tage erfordert. Für solche muss es daher angenehm sein zu erfahren, dass man sich dieses Vergnügen in den verschiedensten Scenen im Zimmer verschaffen kann, Dank der Liebe der alten Vögel zu ihren Jungen!

Der einfachste Eingriff der menschlichen Oberherrschaft über die Vögel, um in den Besitz ihrer Jungen zu kommen, ohne sie selbst aufziehen zu müssen, ist wohl der, dass man Höhlenbrütern ihr Eingangsloch durch Nägel, Stäbchen etc. verengert, so dass die Jungen nicht heraus können. Durch solche Eingriffe lassen sich die Alten nicht von ihren Jungen abhalten; sie ätzen diese zwischen den sie von ihnen trennenden Hindernissen hindurch. — Nimmt man junge Vögel aus ihren Nestern und sperrt sie in einen Käfig, den man in's Freie hängt, so suchen die Alten ihre Brut, wenn der Käfig nicht allzu weit von ihrem ursprünglichen Wohnort entfernt ist, auf und füttern sie durch die Stäbe hindurch, wie ich bei'm Staar, Hausrothschwanz und Buchfink sah, oder lässt man das Thürchen des Bauers offen, so gehen sie selbst zu den Jungen hinein, wie ich dies bei den Wiesenschmätzern (*Saxicola rubetra*) beobachtete. — Die Anhänglichkeit der Vögel zu ihren Jungen geht noch weiter. Nimmt man die alten Vögel sammt den jungen in den Käfig, so füttern jene, bei zweckmässig dargebotener Nahrung, diese mit Hintansetzung des Verlustes ihrer Freiheit mit grösster Emsigkeit. Auf diese Weise gewöhnen sich oft sehr zarte Vögel, die, ohne die Jungen eingebracht, schwer durchzubringen sind, leicht an die Gefangenschaft. Sie machen keine grossen Anstrengungen sich zu befreien, wie dies sonst der Fall ist; sie sehen sich in der neuen Welt etwas um, suchen Futter und beginnen gleich die von der Natur ihnen auferlegten Geschäfte.

Lassen Sie mich einige hierauf bezügliche Beispiele erzählen. Die meisten derselben betreffen Insektenfresser, welche als Nahrung frische Ameisenpuppen erhielten.

*Sylvia trochilus*, Weidenlaubvogel. Man brachte mir beide Alten nebst vier Jungen, und zwar von Neukirch, einige Stunden von hier, in einem kleinen Käfig, der sich in



einem Sacke befand, so dass sie jedenfalls die ganze Zeit kein Futter zu sich nehmen konnten. Sie schienen dessen ungeachtet ganz wohl. Kaum recht in den Käfig gebracht, begannen die Alten zu ätzen. Die Jungen sasssen meist alle vier neben einander auf einem Zweiglein. Das Futtereinbringen geschah von den Alten merkwürdig rasch, oft im Fluge. Als die Jungen selbstständig waren, mussten zwei für meine Sammlung ausgestopfter Vögel ihr Leben lassen. Die übrigen vier besass ich bis spät in den Herbst, dann aber nahm eines um das andere Abschied. Das letzte starb den 25. Februar des folgenden Jahres (1869). Man bedenke jedoch, dass dies eben sehr zarte Vögelchen sind!

*Troglodytes parvulus*, Zaunkönig. Es scheint fast ein Verbrechen, junge und alte Zaunkönige einzusperren, in der sichern Voraussetzung, dass die ganze Gesellschaft zu Grunde geht. Ich erlaubte mir doch im Sommer 1867, eine solche Familie einzufangen zu lassen, und siehe da! kaum in ihr Lokal gebracht, begann die Fütterung. Alt und Jung befand sich sehr wohl; das Männchen sang sogar. Als die Jugend selbstständig geworden, verschenkte ich die Alten. Im Verlaufe des folgenden Winters wurden zwei der Gesellschaft von einem dritten vom Kopfe bis zum Bürzel vollständig der Federn beraubt und gingen dann, da sie im kalten Zimmer waren, zu Grunde, das erste den 7. Februar, das andere etwa 14 Tage später. Die übrig gebliebenen schienen ein Paar zu sein, da das eine derselben lebhaft sang und das andere leidenschaftlich verfolgte, unter steter Bewegung seines lächerlichen Schwänzchens, welches es oft fast bis auf den Kopf vorschnellte. Von Nest oder Eiern jedoch keine Spur! Nach überstandener Herbstmauser sang das Männchen wieder hellauf. Ganz unerwartet fand ich dieses im Dezember 1868 bei wohlgenährtem Körper todt, und das letzte ging im Juni 1869, in einen grossen

Flug gebracht, zu Grunde, also erst nach zweijähriger Gefangenschaft.

*Saxicola rubetra*, braunkehliger Wiesenschmätzer. Von diesem erhielt ich das Männchen mit sechs Jungen, die es auch grosszog. So lange die letzteren noch kurze Schwänzchen hatten und flink am Boden herumsprangen, machten sie den Eindruck von jungen Hühnern, auch ihre Farbe erinnerte an solche. Als sie selbst fressen konnten, wurden wieder zwei meiner Sammlung geopfert, die übrigen liess ich fliegen.

*Sitta europæa*, Spechtmeise. Mein Freund Dr. A. Girtanner erzog von Hand eine Brut dieser muntern Vögel, während ich Alte besass. Als jene schon fast erwachsen waren und doch noch nicht recht selbst fressen, brach unter ihnen solcher Skandal aus, dass Dr. Girtanner sie trennen musste und zwei mir brachte, die ich in den Flugkäfig that, in welchem sich auch die Alten befanden. Bald darauf setzt sich eines der letztern neben ein Junges, springt um dasselbe herum unter merkwürdigen Kopfverdrehungen und einem Zischen, wie ich es sonst nie von ihnen hörte. Nach einigen solchen Begrüssungen holt es Futter und ätzt die Jungen. Eines ging Tags darauf zu Grunde, das andere war in einigen Tagen ganz selbstständig. Hier nahm sich also eine Stiefmutter der Jungen an.

*Lanius rufus*, rothköpfiger Würger. Von diesem wurden mir drei Junge durch ein eingefangenes Weibchen geätzt. Zwei derselben versetzte ich bald in meine Sammlung; als das dritte Junge längst ausgewachsen war, folgte es sammt Mutter den ersteren nach.

Ferner erzogen mir ihre Jungen in enger Haft:

*Upupa epops*, Wiedehopf (siehe unten) und

*Pyrrhocorax alpinus*, Schneedohle (siehe oben).

Noch auffallender scheint es, wenn ein Vogel die Jungen von einer andern *Species* als Kinder annimmt. So schreibt mir



mein Freund Alfred Gähwiler von Wyl, dass ihm eine Sumpfmeise (*Parus palustris*) im Käfig junge Tannenmeisen (*P. ater*) grosszog. — Ferner beobachtete er, dass in denselben Staarenkasten ein Sperling und Staare mit Futter einflogen und vermuthete also beider Nester in der engen Wohnung, fand dann aber zu seinem Erstaunen bloss junge Staare, die also auch von dem Sperling geätzt wurden. Derselbe erzählte mir, dass eine Drossel (*Turdus musicus*), die sich selbst noch ätzen liess, junge Goldammern (*Emberiza citrinella*) zu füttern begann, als solche bettelnd ihr die Schnäbel entgegenhielten, und diese auch wirklich aufzog. Es darf nicht übersehen werden, dass sich oft junge Vögel noch ätzen lassen, wenn sie schon selbst fressen können, was bei dieser Drossel anzunehmen ist.

Die merkwürdigste und fast Erbarmen einflössende Erscheinung im Haushalte der Vögel ist wohl die, dass junge, kaum recht selbstständig gewordene noch jüngere auf ihr Geschrei hin mit Futter versehen! So zog ich eine Brut Tannenmeisen (*Parus ater*) auf; bevor diese jedoch selbst fressen konnten, erhielt ich etwas ältere Individuen der gleichen Art, die ich zu den ersteren brachte. Nächsten Tages nahmen letztere sich ihrer hilflosen Kollegen an und fütterten sie. — Denselben Vorgang sah ich zwischen grauer (*Motacilla sulphurea*) und weisser Bachstelze (*M. alba*); letztere war die ältere. Kaum selbstständig gewordene Wiesenschmätzer (*Saxicola rubetra*) ätzten junge Fliegenfänger (*Muscicapa atricapilla*), doch nicht so ausdauernd, dass sie mir die Mühe ganz abgenommen hätten. In der Literatur sind mehr solcher Fälle erwähnt.

In anderer Richtung versahen auch junge Wachteln an noch jüngeren Mutterstelle. Anfangs September 1868 erhielt ich nämlich solche noch ganz im Flaum und eine halb-erwachsene, bei der jedoch Kopf und Hals auch noch keine Deckfedern besassen. Da die Temperatur der vorgeschrittenen

Jahreszeit wegen etwas niedrig war, so froren die kleineren Thierchen und suchten unter den Flügeln der älteren Wachtel Schutz, den ihnen diese sehr bereitwillig gestattete. Ein gar netter Anblick! Wenn die Sonne schien, tummelten sie sich lebhaft mit Pipsen umher. Bei Rüben und Brod, Ameisenpuppen und Käsequark gediehen sie vortrefflich und machten den freilich gelinden Winter in einer Volière im Freien durch.

### **Turdus torquatus** L. *Ringamsel.*

Da Naumann in seiner Naturgeschichte der Vögel Deutschlands über die jungen Ringamseln angibt, dass „vielleicht noch kein Naturforscher einen solchen jungen Vogel in seinem ersten Kleide gesehen“, so mögen Sie mir einige Notizen über eine Brut erlauben, welche ich aufzog. Den 5. Juni 1868 erhielt ich eine solche von drei Stück (das vierte war bei'm Ausnehmen entflohen) mitsammt dem leider etwas verdorbenen Neste.

Das *Nest* wurde gefunden in Gartenwald, Kt. Appenzell, und stand auf einer Tanne, etwa 10' vom Boden. Es ist verhältnissmässig gross, 20 Centmtr. im äussern, 11 Centmtr. im innern Durchmesser; seine Muldentiefe beträgt 8 und die ganze Höhe 11 Centmtr. Es hat eine gleichmässig runde Peripherie, einen ziemlich festen glatten Rand und besteht aus einem Geflecht von Tannenreisern, dürrerem Gras und Moos; die innere Seitenwandung ist mit einer dünnen Lage Erde ausgeschmiert, der Boden hievon frei, doch glaube ich, dass dieser überhaupt durch das Wegnehmen von seiner Unterlage gelitten hat. Das Innere des Nestes ist mit Halmen und Gras ausgefüllt. Die *Jungen* waren, als ich sie erhielt, schon ziemlich gut befiedert, der Schwanz etwa  $\frac{1}{4}$ “ lang; die Flugfedern sahen ungefähr  $\frac{1}{2}$ “ aus den langen Blutkielen hervor; der Körper war dem entsprechend befiedert. Ueber den Augen, auf dem Bürzel und an den Flügeldeckfedern sass gelblicher Flaum. In der allge-

meinen Färbung und besonders Zeichnung sahen sie den jungen Amseln ähnlich; doch war die Grundfarbe dunkler, fast schwarz, die hellere Zeichnung statt ockergelb schwach schwefelgelb. Die Füsse waren schon fast so gross wie bei den Alten, fleischfarben; Schnabel dunkelhornfarbig, dessen Seitenwülste weiss; Rachen gelb, Augen dunkelbraun. Oberkopf und Rücken waren mattschwarz; die Federn des letztern mit schmalen, dunkelbraunen Rändern. Kehle gelblichweiss, an den Seiten mit Schwarz untermischt. Die Federn der Unterseite gelblichweiss, die einzelnen Federn mit schwarzen Spitzen. Flügelzeichnung wie bei jungen Amseln, von Farbe schwarz mit hellgelber Einzeichnung in den Federn der Schulter und des Oberarmes; die Schwung- und Deckfedern hellgelb gerandet. Bei zunehmendem Wachsthum änderte sich das Kleid insofern, als sich zunächst durch das Auseinandergehen der Federn die Zeichnungen mehr hervorhoben, ihre Farbe heller wurde und das Gelb sich mehr verlor; an den Federn der Unterseite zeigte sich hinter der schwarzen Spitze noch ein schwarzes Querband.

Die Thierchen schienen beim Empfange ganz munter, richteten sich im Neste hoch auf und sperrten ihre Schnäbel als sprechenden Ausdruck ihres Verlangens weit auf; nach stattgefundener Sättigung durch Ameisenpuppen und Käsequark legten sie sich tief in die Nestmulde nieder. Sie gediehen sehr gut. Den 9. und 10. d. M. verliessen sie einzeln ihre Wiege und spazirten auf dem Tische umher; den 11. machten sie Flugversuche, wobei sie den Boden immer erreichten, den 12. aber sogar in die Höhe gelangten. Sie waren sehr zahm, so dass sie mir, wenn ich zur Fütterung kam, unter beständigem Geschrei auf Kopf und Arme flogen, obschon sie seit 2 Tagen selbst fressen konnten. Nach der Mahlzeit mussten sie wieder in ihren Behälter zurück, in welchem sie sich dann auf den Boden legten wie Hühner. Auch im Zimmer draussen legten

sie sich gern auf einem Kasten flach nieder. Als sie vollends selbst frassen, wurden sie in einen grössern Käfig gebracht, in welchem sich dann die Zahmheit bald verlor und sie bei leisem Erschrecken, oder wenn man die Hand näherte, unter „tschack, tschack!“ umherfuhren. Ende Juni zeigten sich einzelne grau-weiße Federn zu den Seiten des Halses als Beginn des Brustbandes und des folgenden Kleides überhaupt. Als Futter erhielten sie Brod und Rüben, Eier und Käsequark, nebst etwas Ameisenpuppen. Allmählig entstand Streit unter ihnen, der zwar nicht gerade zu Thätlichkeiten ausartete, aber doch unangenehm war. Gegen Ende Juli gab ich sie dann einem Freunde, bei welchem sie sich in einer grossen Volière herumtummeln konnten. Alle drei erwiesen sich später als Männchen: eine durch die Sektion, die andern zwei durch ihr lebhaftes Singen im nächsten Frühjahr. Eine ging zu Grunde, wahrscheinlich durch einen Schnabelhieb der Schneedohle, die ihnen nebst manchen andern Arten beigezelt war. Ende August 1869 waren die zwei überlebenden noch sehr gesund.

**Turdus saxatilis** Lath. *Steindrossel*.

Letzten Sommer (1868) erhielt ich mehrere junge Steindrosseln aus Tyrol, von denen ich ein Paar behielt. Das Männchen blieb immer etwas zurückhaltend, während das Weibchen sehr zahm wurde. Dieses Frühjahr kam das Weibchen sehr stark in Trieb; es liess bei hängenden Flügeln einen eigenthümlichen, wimmernden Gesang hören bei weit vorgestrecktem Kopfe; es verfolgte das Männchen sehr stark. Eines Tages hielt die Wärterin, die in meiner Abwesenheit die Vögel zu besorgen hatte, jenes wegen des gedunsenen Gefieders für krank und liess es deshalb im Zimmer herumlaufen. Da legte die Drossel auf den Stubenboden ein Ei, und als dieses die Wärterin aufheben wollte, sprang jene herzu, nahm es in den Schnabel und eilte

dem Käfig zu, liess es jedoch fallen. Sie legte dann, ohne von dem gegebenen Nistmaterial Gebrauch zu machen, noch zwei Eier, die aber ebenfalls zertrümmert wurden. Es scheint mir aber doch hiemit die Möglichkeit gegeben, Steindrosseln in Gefangenschaft zum Züchten zu bringen. Im vorliegenden Falle lagen die Uebelstände vor, dass beide Individuen wahrscheinlich Junge desselben Nestes waren, und dass der Käfig zu eng und nicht zweckentsprechend eingerichtet war. Ende August kam das Paar aus meinen Händen.

**Sylvia tithys** Lath. *Hausrothschwanz.*

Eine Brut Hausrothschwänzchen bot mir einigen Stoff zur Beobachtung. Ich war mit einer Gesellschaft von der Ebenalp zurückgekehrt und wartete vor dem Eingang der Höhle, die wir zu passiren hatten, bis Fackeln gebracht wurden. Einer meiner Begleiter machte zum Zeitvertreib verschiedene Manöver mit seinem Stocke, stufte unter Anderm auch an einen Büschel Heu, der auf einem Felsengesimse lag, bis derselbe nach einigen Bewegungen zu Boden fiel; aber, o Jammer! in dem Heuballen, der ein Nest war, krappelten vier nackte Junge mit schwärzlichem Flaum zu beiden Seiten des Kopfes, deren Diagnose mir unmöglich war. Die ganze Geschichte wurde unter allgemeinem Bedauern, besonders von Seite der Damen, wieder auf das Gesimse gelegt und zwar nicht sehr sorgfältig, so dass viel Neststoff auf die Jungen zu liegen kam. Beim Herabgehen gab ich einem dortigen Burschen den Auftrag, in einiger Zeit wieder nach der Brut zu sehen, und wenn die Jungen herangewachsen sein sollten, dieselben mir einzuhändigen, da ich die Möglichkeit annahm, es könnten vielleicht junge Flühlerchen (*Accentor alpinus*) sein. Solche hatte ich nämlich vorher noch nie gesehen, erhielt sie aber später auch noch und bemerkte dann, dass sie an ihren rosenrothen Schnabelwülsten leicht erkenntlich sind.



Nach etwa 12 Tagen brachte mir wirklich der Bursche das Nest sammt den 4 Jungen, die gut gediehen und schon stark befiedert waren. Es hatten sich also die Alten, trotz der grossen Störung, der Jungen wieder angenommen und das Nest ziemlich in Ordnung gebracht. Es waren Hausrothschwänzchen. Im Weissbad, wo ich mich momentan aufhielt, also 1½ Stunden von ihrer Heimath entfernt, brachte ich sie in eine Dachkammer und beabsichtigte sie aufzuziehen; jedoch wollten sie hartnäckig die Schnäbel nicht aufsperrn, was das Füttern vereitelte. Als sie am zweiten Tage auch keine Nahrung aufnehmen wollten und doch munter waren, wurde ich stutzig und vermuthete, sie müssten durch das Gitter hindurch von irgend einem Geschöpf gefüttert werden. Sie standen etwa 4 Fuss vom Fenster entfernt, welches immer offen war, da sich in demselben auch junge Schneedohlen befanden, welche die Luft nicht verbesserten. Zur Bequemlichkeit des Ernährers stellte ich den Käfig unter das Fenster. Bei genauerer Beobachtung ergab es sich, dass sie durch einen Hausröthling geätzt wurden. Ob nun eines der Eltern die Jungen aufgefunden hatte, oder ob ein Hausrothschwanz aus der Umgebung des Weissbades sich ihrer annahm, konnte ich natürlich nicht entscheiden; beides ist gleich interessant. Bei heftigem Winde wurde in meiner Abwesenheit der Laden des Dachfensters zugeschlagen, womit die Futterquelle abgeschnitten war; dann freilich sperrten sie ihre gelben Mäulchen weit auf und waren froh, von mir Futter zu erhalten. Ich nahm sie später mit nach Hause und zog sie von Hand vollends gross. Als sie ausgewachsen waren, verfielen wieder zwei meiner Sammlung, die andern zwei liess ich fliegen, die dann mehrmals wieder in's Haus kamen, bald in dieses, bald in jenes Zimmer, und erst allmählig verschwanden.

Sehr interessant war mir, den 8. Dezember 1868 ein Nest mit frischen Eiern des *Hausrothschwanzes* zu erhalten, welches

am 5. Dezember in einem Bretterhaufen in nächster Nähe der Stadt gefunden wurde. Dass das Nest mit Eiern nicht vom Sommer her stammen konnte, bewies höchst einfach der Umstand, dass die Bretter erst 7 Wochen vorher dorthin gebracht wurden, also Mitte October. Nimmt man an, dass sie einige Zeit dort gelegen haben mögen, bis das Rothschwänzchen sie zu seinem Nistplatz auserkoren, und dass der Bau des Nestes, welches vollkommen kunstgerecht ausgebaut war und sich jetzt sammt Eiern in meinen Händen befindet, auch mehrere Tage in Anspruch nahm, so darf man gewiss mit Recht die Legezeit frühestens auf Ende October setzen; ich möchte sie noch weiter hinausschieben, da die Eier noch ganz frisch waren, höchstens 1—2 Tage bebrütet. Leider liess sich nicht in Erfahrung bringen, ob dieselben bei der Auffindung noch warm waren. Nebenbei gesagt, lag der Bretterhaufen auf einem Bauplatze; das Nest war etwa 4' hoch vom Boden angebracht, und die Leute gingen viel daran vorbei. — Noch zutraulicher war das Rothschwänzchenpaar, welches beim „Aescher“ unterhalb der Ebenalp in dem ausgehöhlten Thürpfosten der Wirthschaft sein Nest anlegte.

**Sylvia curruca** Lath. *Zaungrasmücke.*

Dass Kiebitze und Unglückshäher durch Verstellung den Störer ihrer Brut von derselben wegzulocken versuchen, indem sie wie flügelahm vor demselben am Boden herflattern, ist bekannt. Dass aber das kleine Müllerchen auch zu dieser Täuschung seine Zuflucht nimmt, war mir fremd, bis ich es selbst erfuhr. — In einem hiesigen Garten nistete ein solches Pärchen in einem Rosenbäumchen, nahe bei einer Hausthür, die viel benutzt wurde. Vom Eigenthümer aufmerksam gemacht, statete ich ihm einen Besuch ab. Ich konnte ziemlich nahe zum Nest, ohne dass das Weibchen wich; seine Zahmheit zu prüfen,



rückte ich immer näher, worauf es auf ein Aestchen sass; als ich aber die Hand in die Nähe des Nestes bringen wollte, um zu sehen, was sich darin befinde, stürzte es plötzlich zu Boden und flatterte wie matt herum; ich ahnte seine Finte, that ihm den Gefallen und wendete meine Aufmerksamkeit ihm zu; ganz langsam flatterte es am Boden etwa 15 Schritte weit, welche Strecke ich ihm gefolgt war, und flog erst dann auf und fort. Ich liess es nachher in Ruhe, und die Jungen sollen ausgeflogen sein.

### **Ueber Fortpflanzung unserer Finken im Zimmer.**

Von den ausländischen, importirten Finkenarten sind bereits eine Menge bekannt, welche bei uns im Zimmer Eier legen, brüten und die Jungen aufbringen, während man selten vernimmt, dass dies von unsern einheimischen Finkenarten geschehen sei. Dieser Umstand lässt sich leicht erklären. Der wichtigste Grund ist wohl der, dass man unsere Finken selten paarweise hält, da sie ohne Zucht im Käfige so leicht zu beschaffen sind, da überdies die Weibchen nicht singen und weniger hübsch gefärbt sind als die Männchen. Hält Jemand dieselben zu wissenschaftlichen Beobachtungen paarweise, so erhält man auch wirklich von manchen Eier, aber dieselben werden entweder verlegt, z. B. auf den Boden, in's Fressgeschirr u. s. w., oder der Vogel hat genistet, die Eier in das Nest gelegt und gebrütet, aber jene waren taub, oder während das Weibchen allen Ernst zeigt, treibt das Männchen mit Nest und Eiern seine Possen. Nest, Eier, Brüten hatte man schon mehrfach erreicht, aber Junge höchst selten.

Das Missverhältniss liegt auch an den Vögeln selbst. Die ausländischen Exemplare, die zu uns gelangen, sind die gesundensten und dauerhaftesten des Transportes, da während der Reise mehr als die Hälfte zu Grunde geht. Bei den gesunden

Vögeln ist dann natürlich der Geschlechtstrieb auch reger; ein beliebig zusammengebrachtes Pärchen nimmt sich lieber an. Auch werden sie auf der Reise in allen Richtungen schlecht gehalten, gelangen dann nach überstandenen Strapazen zu einem Herrenleben und sind zugleich durch jene sehr an den Käfig und an den Menschen gewöhnt; wir erhalten sie als Haustiere.

Mit unseren einheimischen Finken steht die Sache ganz anders. Kaufen wir sie ein, so haben wir keinen Massstab, ihre Constitution zu beurtheilen; wir nehmen gewöhnlich auch nur ein Paar, weil meistens zwei Paare zusammengebracht Händel bekommen; somit haben die Vögel keine gegenseitige Auswahl, was bei unseren Finken viel nothwendiger wäre, da wir auch Schwächlinge erhalten oder ein Paar ungleichen Alters zusammenbringen. Dann gelangen unsere Waldvögel aus der schönen Natur in unsere Behälter, wo sie an Abbruch gewöhnt werden müssen, und es lange Zeit erfordert, bis sie so civilisirt sind wie die Ausländer bei ihrer Ankunft. Vollständige Eingewöhnung in den momentanen Aufenthaltsort ist gewiss nothwendig, bis Vögel zum fruchtbringenden Nisten schreiten.

Ein fernerer Grund, dass unsere Finken selten im Zimmer Junge aufbringen, liegt in ihrer Nahrung, resp. in ihrer unrichtigen Fütterung. Während die ausländischen Finken, wie es scheint, fast ausschliesslich Körnerfresser sind und die Jungen bei dieser Nahrung aufziehen, verzehren die unsrigen sehr viel Insekten und füttern mit solchen ihre Jungen. Man sollte ihnen also nebst dem Körnerfutter auch solches Futter reichen, z. B. Mehlwürmer, die alle unsere Finken sehr gern fressen; den sonst so scheuen Distelfink sah ich durch solche so kirre werden, dass er sie aus der Hand nahm; als Surrogate dienen Fleisch und Eier, Ameisenpuppen etc.

Lassen Sie mich noch einige spezielle Fälle erwähnen über solche Versuche an unsern einheimischen Finken.

Am ehesten und vollständigsten schreitet der *Girlitz* (*Fringilla serinus*) selbst in engerem Verschlage zur Fortpflanzung. Man zieht nicht selten Junge von ihm, die zwar gern zu Grunde gehen, wenn sie selbst zu fressen beginnen. Vielleicht erhalten sie dann zu wenig animalische Kost. Mein Girlitzweibchen machte in ein hölzernes Schüsselchen, wie man sie den Kanarienvögeln gibt, ein Nestchen, legte dann ein Ei auf den Boden, die übrigen drei in's Nestchen, brütete aber nicht, sondern begann das Nest wieder zu zerzausen. Später besserte es selbiges wieder aus und legte nochmals vier Eier in dasselbe, jedoch wieder ohne zu brüten. Das Pärchen befand sich in einem kleinen Käfig.

Die *Gimpel* (*Pyrrhula vulgaris*) kommen sehr häufig zum Eierlegen, doch sind selbige fast nie befruchtet. Ein solches Weibchen legte mir mehrmals Eier, jedoch liess es sie, ohne ein Nest zu machen, fallen, wo es war. Dasselbe Weibchen kam nachher in ein natürlich eingerichtetes Zimmer zu einem mir befreundeten Herrn. Dort baute es ein gutes Nestchen und legte und brütete zwei Mal, doch waren die Eier nie befruchtet.

Gar nicht selten schickt sich auch der *Zeisig* (*Fringilla spinus*) zur Fortpflanzung an, meistens jedoch ohne Erfolg. Ich besass mehrere Jahre ein Zeisigweibchen, welches mir in den letzten drei Jahren in Gegenwart von zwei Männchen nistete und zwar in ein leeres Futtergeschirr in einem kleinen Käfig; mehrmals legte es auch Eier und bebrütete dieselben, doch kam Nichts zum Vorschein. Herr Emil Linden in Radolphzell erhielt dieses Jahr (1869) von einem Zeisigpaare Junge. Sie befanden sich in einer grossen Volière; das Nest war nicht zu entdecken, und er beobachtete die Jungen erst, als die Alten sie am Boden ätzten.

Bei mehreren andern Vögeln befand sich auch ein *Grünfinkweibchen* (*Fringilla chloris*, ich weiss nicht mehr ob mit oder ohne Männchen), welches ein Ei fallen liess; es war das einzige Weibchen im Käfig.

Auch vom *Leinfinken* (*Fringilla linaria*) hat man schon Nest mit Eiern, selbst Junge erhalten\*).

Bis jetzt konnte ich solche Brutversuche aus Platzmangel nicht gleichmässig unternehmen, werde sie aber später wo möglich zu erzielen trachten.

### **Loxia coccothraustes** L. *Kirschkernebeisser.*

Es möchte Mancher versucht werden, wie dies bei mir auch der Fall war, Kernbeisser ihrer Schönheit und Curiosität wegen in seinen Flugkäfig aufzunehmen. Hievor möchte ich jedoch warnen und gegen diesen Burschen Misstrauen empfehlen.

Vor einigen Jahren hatte ich ein Männchen lange Zeit bei grösseren Finken ohne die geringste Ruhestörung, bis er eines schönen Morgens einem Gimpel ein Bein abzwickte.

Ich machte den Versuch letztes Jahr (1868) wieder, ohne während einiger Zeit einen Unglücksfall betrauern zu müssen. Als ich aber ein zweites Männchen hineinthat, ging die Jagd los; das eine verfolgte das andere auf's heftigste, so dass ich eines entfernen musste, und dieses ging dann zu Grunde. Später erhielt ich noch ein Weibchen und brachte nun das Paar zusammen in einen eigenen Käfig, wo sie sich etwa  $\frac{1}{4}$  Jahr lang in grösstem Frieden aufhielten. Da ich ihres Käfigs anderweitig bedurfte, brachte ich beide zu Gimpeln und Kreuzschnäbeln, wo sich längere Zeit auch nichts Besonderes ereignete, bis plötzlich das Männchen so heftig über das Weibchen herfiel, dass es in 2 Tagen auf dem Scheitel und Rücken keine Federn

---

\*) Journal f. Ornithologie, 1868, p. 235.

mehr hatte; ersterer war blutig, die Flügel waren auch zerzaust, und einen derselben liess es hangen. Ich nahm das Thierchen nun heraus, im Glauben, es gehe zu Grunde, jedoch erholte es sich wieder. Sehr launenhaft scheinen die Kernbeisser zu sein, weshalb man ihnen nicht trauen darf, wenn sie auch längere Zeit gutmüthig scheinen.

### **Hirundo rustica** L. *Rauchschwalbe.*

Zu meinen im Jahre 1867 vorgelegten Beobachtungen über das Gefangenleben der Rauchschwalbe\*) kann ich Ihnen einige Ergänzungen geben, da ich behufs unserer Vogelausstellung dieses Jahr (1869) wieder einige erhielt und eingewöhnte.

Den 14. Juni brachte man mir vier schon ausgeflogene Junge, von denen sich aber des vorgeschrittenen Alters wegen bloss eine ordentlich ätzen liess, so dass die übrigen, die auch nicht *selbst* fressen wollten, nach einander zu Grunde gingen. Die vierte gedieh gut und zeigte bei'm Aetzen ein nettes Schauspiel, das die früheren nicht boten: sie kam nämlich der futterbringenden Pincette entgegengeflogen und nahm jenes schwebend ab.

Nach einigen Tagen erhielt ich ein altes Männchen und einen leider auf dem Wege zu Grunde gegangenen jungen Albino. Jenes begann gleich das Gefieder zu ordnen, was mir gute Hoffnung auf Erhaltung gab, und die Hoffnung wurde noch gesteigert, als ich es nach kurzer Zeit Ameisenpuppen vom Boden aufnehmen sah. Es gewöhnte sich ganz gut ein und sang hellauf sein munteres Lied.

Zu diesen beiden bekam ich später noch drei ausgeflogene Junge, von denen zwei auch selbst an's Futter gingen; das

---

\*) Verhandl. d. St. Gall. naturw. Gesellsch. 1866/67.



dritte starb, und ich hatte nun eine Gesellschaft von 4 Stück, die dasselbe Futter erhielten wie die früheren, als sie einmal sicher selbst fressen, nämlich Rüben mit Brod, Ameisenpuppen, Milchzieger und gut gequetschten Hanfsamen. Hiebei befanden sie sich Anfangs September noch ganz wohl. Meine frühere Aeusserung, dass sich diese Schwalbe gewiss länger als ein Jahr in Gefangenschaft halten lasse, findet eine Stütze in einer Notiz, die Herr Ritter v. Frauenfeld gibt\*), indem er bei einer Aufzählung von Farbenvarietäten einen Albino von *H. rustica* anführt, der drei Jahre in Gefangenschaft lebte. Die Details hierüber sind mir leider unbekannt.

### **Hirundo urbica** L. *Hausschwalbe*.

Diesen Sommer (1869) erhielt ich den 19. Juli auch eine Brut noch ziemlich kleiner Hausschwalben, fünf Stück, noch stark mit Flaum besetzt. Den ersten Tag wollten sie sich nicht ätzen lassen; dann liess ich sie in Ruhe bis zum andern Morgen, worauf sie begierig Futter verlangten. Sperren so kleine Vögel nicht selbst zum Aetzen die Schnäbel auf, so kann man bei der Weichheit des Schnabels mit Gewalt Nichts erzielen ausser etwa einen Bruch, deshalb warte man ruhig, bis sie ihre Angst verlieren und selbst den Rachen öffnen. Wenn sie auch in Folge dessen einen Tag lang kein Futter erhalten, so bringt es ihnen keinen Schaden, wie ich schon mehrmals erfuhr. Nach dieser Frist kann selten ein junger Vogel dem Hungertriebe widerstehen und schreit nach Futter, nämlich wenn er sich noch im Neste befand. Schon ausgeflogene Vögel sind dagegen selten zum Aufsperrn des Schnabels zu bringen und gehen eher zu Grunde.

---

\*) Zoologische Miscellen von Ritter v. Frauenfeld in Verhandl. d. k. k. zool. bot. Gesellsch. in Wien, 1866, p. 419.

Vom zweiten Tag an liessen sich diese Schwalben ganz hübsch ätzen. Zum Aufenthalt gab ich ihnen ein Kästchen, dessen vordere Wand zu  $\frac{3}{4}$  offen war; das untere Viertel derselben hielt das Nest, d. h. nicht ihr eigenes, sondern irgend eine Unterlage. Hierin blieben sie nun wie in ihrer eigenen Wohnung. Den Koth setzten sie ordentlich nach aussen ab. Sie blieben so lange im Neste, bis sie ganz flugfähig waren, auch pickten sie schon selbst Ameisenpuppen in jenem auf und waren an dem Tage, an welchem sie sammethaft die Wiege verliessen, selbstständig; nur einen Tag lang half ich ihnen noch mit Füttern nach. Später brachte ich sie zu *H. rustica*, von welcher sich diese Gesellschaft in einigen Punkten unterschied. Sie setzten sich nämlich auf den Stäben möglichst dicht zusammen, während die Individuen jener Art einzeln herumsitzen, und es meist kurzen Streit gibt, wenn sie sich zu nahe kommen. Während die ausgeflogene *H. rustica* keinen Schlupfwinkel mehr aufsucht, verkriecht sich *H. urbica* gern. Da ich das Kästchen weggenommen hatte, verkroch sich über Nacht die ganze Gesellschaft der Hausschwalben als einzigen Schlupfwinkel im Käfig in das Futtergeschirr, obwohl solches am Boden stand. Wie gern sich diese Schwalbe ein Versteck aufsucht, geht auch aus einer brieflichen Mittheilung von Frau Dr. Goldmann-Kohlrausch in Hannover hervor. Da wir selten über gefangene Schwalben etwas vernehmen, so erlaube ich mir, Ihnen die Beobachtung besagter Dame in extenso mitzutheilen.

„— — So wurde uns,“ schreibt sie, „eines Morgens eine kleine unmündige Schwalbe gebracht, die keinem Neste wieder zugeführt werden konnte. Trotz der Schwierigkeit des Unternehmens machten wir doch gern den Versuch, sie mit Insekten aufzuziehen, weil dem armen Geschöpfe sonst ein sicherer Tod bevorstand. In Haus und Küche boten sich hinreichend Fliegen



dar, und so wurde Gross und Klein, bis zum Dienstpersonal hinab, angestellt, für die Schwalbe Fliegen zu fangen. Natürlich konnten sie ihr nur selten lebendig gereicht werden; sie liess sie sich aber gern, vom ersten Augenblick an, auch todt mit den Fingern in den weit geöffneten Schnabel stecken. Wir waren sehr froh über das Gelingen unseres Unternehmens, zumal das Thierchen uns viel Freude durch seine Anhänglichkeit und Zahmheit machte. In der ersten Zeit, so lange sie noch gar keine Versuche zu fliegen machte, hatten wir sie, wenn sie nicht in der hohlen Hand lag, in einem weich ausgefütterten Körbchen liegen, später liessen wir sie in der Stube herumfliegen, damit sie ihre Flügel durch Uebung stärken könne. Es war rührend, wie das Thierchen, wenn längere Zeit Niemand bei ihm im Zimmer gewesen war, schon wenn sich von fern Jemand nahte, schrie und, sowie die Thür sich öffnete, einem entgegenflog und dann auch nicht ruhte, bis man die Hand hinhielt, wo sie dann mit Behagen hineinkroch und sich sehr ungern wieder daraus entfernte, selbst noch als sie vollständig ausgewachsen und kräftig war. Ebenso war es mit dem Fressen; sie nahm die Fliegen selbst vom Tische auf, die ihr hingelegt waren, war man aber in der Nähe, so ruhte sie nicht, bis man sie fütterte. Da wir es nicht für möglich hielten, eine Schwalbe mit etwas Anderem als Insekten zu füttern, ging unser Streben dahin, sie so weit zu bringen, dass sie ihre Freiheit so bald wie möglich erhalten könne, um in Gesellschaft von Ihresgleichen womöglich Selbstständigkeit zu lernen. So liessen wir sie dann, als uns das Ziel erreicht schien, in unserm Garten, wo viele Schwalben flogen, mit schwerem Herzen frei und sahen sie auch nicht wieder, da sie sich gleich zwischen den andern Schwalben verlor. Die Zeit des Fortziehens war noch nicht da, und so kann man wohl glauben, dass sie, trotz des reichlich

zugetragenen Futters, noch gelernt hat, es sich selbst zu verschaffen. Es war nicht *Hirundo rustica*, sondern *H. urbica*.“

Ein hübsches Beispiel warmer Liebe zur Natur und ihren Geschöpfen!

Meine ganze Schwalbengesellschaft kam dann in andere Hände, wurde jedoch bis Ende October so stark decimirt, dass nur noch zwei *H. rustica*, und zwar die Alte dabei, am Leben blieben. Jetzt (Ende November) sind beide noch munter und so zutraulich, dass sie hingehaltene Mehlwürmer aus der Hand wegnehmen.

### ***Upupa epops* L. Wiedehopf.**

Immer wieder zieht es mich zu dem komischen Kerl hin, der in angeborener Höflichkeit beständige Verbeugungen macht, dabei aber doch, seinen Federschmuck entfaltend, zeigen möchte, dass er auch etwas sei. Ich sage „immer wieder“, da ich durch bittere Erfahrungen zu dem Entschlusse kam, diesen Burschen nicht mehr in mein Zimmer zu bannen. Schon mehrmals zog ich Wiedehopfe auf, und zwar mit rohem und gekochtem Fleisch, gesottenen Eiern und Ameisenpuppen. Die Manipulation des Aetzens ist schon mit bedeutenden Unannehmlichkeiten verbunden, da die jungen Wiedehopfe vor unser einem den Schnabel absolut nicht aufsperrern wollen, wie es andere junge Vögel thun, um die vorgehaltene Nahrung aufzunehmen; sie müssen daher mit Gewalt gestopft werden, was sehr zeitraubend ist und dem Vogel auch keine grosse Anhänglichkeit an seinen Ernährer beibringen mag. Lässt man sich Zeit und Geduld nicht reuen, so ist es freilich nicht gar schwierig sie aufzuziehen, nur ist als weitere Kalamität noch zu berücksichtigen, dass sie sehr spät die Kunst des Selbstfressens erlernen. Glaubt man sich schliesslich zur Belohnung der Mühe einiger Wiedehopfe versichert zu haben, so nimmt gegen den Winter zu einer

nach dem andern den Abschied, sei es wegen des unpassenden Futters oder wegen der Kälte, der meine aus Platzmangel ausgesetzt waren, oder wegen eines noch wichtigern Faktors, den ich unten bespreche. Bis zum Neujahr blieben sie mir schon mehrmals am Leben, doch länger nie. Somit kam ich auf den Entschluss, nie wieder Wiedehopfe zu halten. Wenn man sich aber gegen etwas verschwört, so kommt es einem erst recht auf den Hals! Den 13. Juni 1868 brachte man mir nämlich vierzehn Wiedehopfe aus zwei Nestern. Diese Verlockung war zu gross; sie wurden erworben. Jetzt wird jedoch etwas Neues probirt: es war ein altes Exemplar dabei und zwar ein Weibchen; ob dieses mir vielleicht die Mühe des Aufätzens übernimmt? Es wird der Versuch gemacht, jedoch mit fast sicherer Voraussicht, dass die ganze Gesellschaft eher zu Grunde gehe. Dem Weibchen liess ich nur vier Junge, die übrigen wurden theils ausgestopft, theils verschenkt. Als Futter gab ich ihnen bloss Ameisenpuppen, und siehe da! es gedieh nicht bloss die Alte, sondern sie fütterte auch die Jungen. Später erhielten sie auch gesottene Eier und Käsequark, wobei alle fünf vortrefflich gediehen. Ende August kontrolirte ich ihre Körperbeschaffenheit, die sich als sehr befriedigend ergab. Drei verkaufte ich dann und den alten Vogel mit einem Jungen behielt ich. Doch gingen sie mir wiederum vor Neujahr bei demselben Futter, das sie früher erhielten, und bei welchem sie sich wohl befanden, zu Grunde, trotzdem dass ich den letzten sogar in's warme Zimmer nahm. Betrachten wir die Gründe etwas näher, warum Wiedehopfe, wie allgemein angenommen wird, schwer zu halten sind. Naumann sagt hierüber: „Die Stubenluft übt ihren schädlichen Einfluss überhaupt nur zu bald auch an diesem weichlichen Vogel aus, da die Winter bei uns zu lang sind, und man hat auch wenige Beispiele, dass er mehrere überlebte.“ Das erste Bedingniss eines einigermaßen längern Lebens dieses

Geschöpfes in Gefangenschaft ist ein möglichst zweckmässiges Futter. Ein befreundeter Herr von mir hielt einen Wiedehopf bis zum zweiten Herbst und ein anderer noch länger. Ersterer gab auch Rüben und Brod, dürre Ameisenpuppen, denen sie übrigens nicht sehr zusprachen, gekochtes Fleisch, gesottene Eier und Milchzieger, von welch' letzterem ihm ein Wiedehopf jede Woche das Produkt von 6 Schoppen Milch verzehrte; dann reichte er ihm ferner zeitweise Regenwürmer und Insekten; beide Herren gaben ihnen aber auch *sehr viele Mehlwürmer*. Letztere ergänzen nun das Futter vollständig, können freilich, so lange *frische* Ameisenpuppen erhältlich sind, fehlen, aber des Winters müssen sie gereicht werden. Wird das Genannte gegeben, so glaube ich, dass das Futter an frühem Tode nicht Schuld sein sollte. Die Stubenluft, wenn sie nicht gar zu verdorben ist, wie z. B. in Wirthschaften, mag weniger in Betracht kommen, da andere Vögel dieselbe auch lange vertragen, selbst die ihre Lungen sehr anstrengenden Sänger. Dagegen sollte excessive Kälte vermieden werden; unter 0° darf das Thermometer, ohne Schaden zu befürchten, um 1—2° sinken; ein Wiedehopf ertrug bei mir im Zimmer — 3 bis 5° C. Ende November und — 6° den 18. Dezember ohne üble Folge, erkrankte dann erst den 31. Dezember und starb den 1. Januar an denselben Ursachen, an denen sie auch im warmen Zimmer erliegen. Dass die Wiedehopfe nicht in die Nähe eines Ofens gebracht werden dürfen, ist bekannt, da sich durch zu starke Wärme ihr Schnabel leicht verbiegt; eine gewöhnliche Zimmertemperatur von 12—15° mag am zweckmässigsten sein. Den schädlichsten Einfluss, den der Winter auf sie und auf andere *Zugvögel* ausübt, ist gewiss in den *langen Nächten*, während welcher die Thierchen Nichts zu fressen haben, zu suchen. Diese treffen unsern Wiedehopf gar hart, da er seiner raschen Verdauung wegen ein Vielfresser ist. Dasselbe mag auch bei dem Kukuk der Fall

sein, von dem wir später sprechen, mag auch Schuld sein, dass mein Weidenlaubvogel, unter denselben Verhältnissen wie der Zaunkönig gehalten, zu Grunde ging, während letzterer sich der besten Gesundheit erfreute. Es ertheilt auch ein Vogelfreund\*), und gewiss mit vollem Recht, unserer langen Winternächte wegen den Rath, den importirten Papageien, die bei uns im Winter nisten, wenn sie Junge zu ätzen haben, des Nachts ein Licht zu geben. Ich möchte auch fast vermuthen, dass jene Wiedehopfe, die einige Jahre in Gefangenschaft am Leben blieben, in einem Zimmer gehalten wurden, in welchem Abends und Morgens früh längere Zeit Licht gebrannt wurde, z. B. in einer Wohnstube oder in einem Studirzimmer, wenigstens kommen die Wiedehopfe, die ich jetzt halte, Morgens bald zum Fressen, wenn sie Licht erhalten.

Dass sie auch besser gedeihen, wenn sie im Zimmer frei sind statt im engen Käfig, so dass sie fliegen können, versteht sich von selbst. Auch werden sie, je mehr sie mit der Aussenwelt in Wechselbeziehung treten, um so intelligenter, um so zahmer.

Diesen Sommer (1869) war ich wieder genöthigt, Wiedehopfe für unsere Ausstellung einheimischer Vögel aufzuziehen. Die erste Brut, die zu diesem Zwecke in Behandlung kam, entzog sich, als sie schon fast erwachsen war, durch die Flucht der weitem Beobachtung. Es war mir dies in früheren Jahren auch schon passirt und beruht auf der Eigenthümlichkeit des Wiedehopfes, mit seinem dünnen Schnabel an Allem, besonders in Ritzen herumzustochern und zu schlagen, wobei er nicht ganz gut verschlossene Käfigthürchen öffnen kann. Es diene dies zur Warnung! — Ich erhielt dann zwei andere Stück, die

---

\*) Bericht des Mannheimer Vereins f. Naturkunde, 1866: Zucht des Wellenpapageies.



noch zu ätzen waren. Bei diesen stellte sich der Uebelstand ein, dass der Oberschnabel den untern bedeutend überwuchs. Bei dem Versuche, ersteren zurückzuschneiden, trat schon in kurzer Distanz von der Spitze starke Blutung ein, und das Verhältniss beider Schnabelspitzen konnte nur ungenügend in's Normale gebracht werden. Endlich lernten sie doch selbst fressen; dann starb der eine an Tuberculose. Der andere erhielt zwei selbstständige Gefährten, ein altes Männchen und ein junges Exemplar, was ihm zu gut kam; denn er hatte das Missgeschick, seinen von Natur aus schwachen Unterschnabel noch zu brechen. Ich resecirte nun den Oberschnabel so viel als es, ohne Verblutung befürchten zu müssen, möglich war, gab aber die Hoffnung auf Erhaltung doch auf. Mit Mühe konnte er indessen gleichwohl fressen; zudem half ihm das alte Männchen sehr freundschaftlich in seinem Unglück, indem es ihn selbst vor den Augen vieler Zuschauer ätzte, wobei er trefflich gedieh. Im Ganzen leben die drei Wiedehopfe verträglich beisammen, nur bei'm Fressen setzt es mitunter eine Fleuret-paukerei ab. Eine Eigenthümlichkeit, die sie zeigen und die ich bei den andern nicht beobachtete, ist folgende: sie tragen Futter, besonders den Käsequark, in's Wasser, um es dann befeuchtet zu geniessen, wobei natürlich viel im Wasser liegen bleibt und es sehr beschmutzt; zudem fliegt viel Sand in dasselbe, indem sie sich oft im Sande puddeln, im Wasser aber nie baden; man sollte ihnen das Wasser in die Höhe stellen können!

In den zwei oberen Ecken des Käfigs habe ich Nistkästchen angebracht, in welche sie sich alle Abende zur Nachtruhe verkriechen und zwar so erpicht, dass der dritte, für den kein Kästchen vorhanden ist, immer und immer wieder zu einem Kameraden eindringt, obschon ihn dieser Abends mehrmals hinausschmeisst. Da dies einen sehr unangenehmen Lärm ver-

ursacht, so zog ich den unverträglichen zur Strafe, indem ich ihm einige Stüber an den Schnabel versetzte, was er mir so übel nahm, dass er mich mehrere Tage lang anfauchte, wenn ich in die Nähe kam, wobei er sich hoch aufrichtete, den Hals streckte und den Kopf mit einem „Pfuh!“ nach vorn warf; auch die Mehlwürmer nahm er mir nicht mehr ab, während er vorher dieselben ungenirt aus der Hand holte. Später wurde er wieder ausgesöhnt, freilich ohne von der Strafe Notiz zu nehmen.

In Gesellschaft mit andern Vögeln, besonders kleineren, darf man den Wiedehopfen nicht recht trauen, da ihr spitzer Schnabel eine gefährliche Waffe werden kann. Ich war aus verschiedenen Gründen genöthigt, einen Wiesenschmätzer (*Saxicola rubetra*) zu ihnen zu sperren. Mehrere Tage that die Gesellschaft gut; aber eines Abends wurde jener das Opfer. Ein mir befreundeter Herr verlor durch den Hieb eines Wiedehopfes einen Schneefinken.

Den 9. November ging der Wiedehopf mit dem gebrochenen Schnabel doch noch zu Grunde, indem der Oberschnabel den untern wieder weit überragte, was ich zu spät bemerkte, da er immer sehr munter schien. Die andern zwei befinden sich jetzt (Ende Januar 1870) sehr gesund und munter.

### **Cuculus canorus** L. *Kukuk.*

Niemandem möchte ich anrathen, einen Kukuk zur Freude und Unterhaltung als Zimmergenossen zu wählen, ausser es sporne ihn wissenschaftliches Interesse hiezu an. Ich erlaube mir, Ihnen Einiges von 8 Exemplaren, die ich aufzog und aufziehen liess, zu erzählen.

Den ersten erhielt ich ziemlich jung, so dass er freiwillig seinen mennigrothen Rachen zum Empfange der Nahrung

bereit machte. Diesen erzog ich bloss mit rohem Fleisch, wobei er gut gedieh, jedoch lange nicht selbst fressen konnte. Als er endlich seine angeborenen Talente anzuwenden verstand, trat der Uebelstand ein, dass er dieselben nur zu kunstgerecht durchführte, indem er die Fleischstücke, als hätte er es mit Raupen zu thun, zuerst lange im Schnabel hin- und herdrückte und sie häufig umherschlug. Dabei entfuhr ihm mancher Bissen, und veranlasste er trotz vieler Anstrengung nur Futtervergeudung, Beschmutzung des Käfigs und einen nicht gerade angenehmen Geruch. Er war ordentlich zahm, so dass ich ihn auf dem Finger in's Freie nahm. Die Sonne liess er sich bei herabhängenden Flügeln sehr gern auf den Rücken scheinen. Da er der kurzen Füsse wegen sehr schwerfällig umherhüpfte und oft den Stab verfehlte, so waren Schwanz und Flügel zerschlagen, und was davon noch vorhanden, ruinirte er sich vollständig während der Zugzeit, während welcher er schonungslos im Käfig umhertobte. Im Winter hatte ich ihn in der Stube und hielt ihn bis gegen das Frühjahr, alsdann überliess ich ihn wegen meiner Abreise einem Freunde, dem er aber nicht mehr lange Verdruss bereitete. — Eine bittere Zeit für ihn war die, während welcher er einen Staar zum Gesellschafter hatte; dieser hatte besonderes Wohlgefallen an seinen mehlwurmartigen, gelben Zehen. Ganz sachte ging er zu ihm hin, betrachtete jene eine Zeit lang, betastete sie mit dem Schnabel und begann leise zu ziehen. Als keine Gegenwehr von Seite des Kukuks erfolgte als einiges Weiterrutschen, zog er stärker und stärker, bis letzterer vom Stabe fiel. Dies wiederholte der Staar zur Unterhaltung des verglichen mit anderen Individuen sehr zahmen Kukuks häufig.

Den zweiten Kukul erhielt ich zu meiner Freude, als er schon selbst Ameiseneier frass, durch welche er bald an das Futter gewöhnt war, das die Wiedehopfe erhielten. Weniger

Freude hatte ich an seinem Benehmen: kam man ihm in die Nähe, so hob er die Flügel wie ein Raubvogel, und näherte man die Hand, so hieb er mit dem Schnabel darnach. Noch mehr Aerger machte er mir, als er, auf seinen bis jetzt vollkommen erhaltenen Schwanz gestützt, häufig am Gitter umherkrappelte, was ich ihm einigermaßen vereitelte, als ich die obere Hälfte des Gitters deckte. Nichts desto weniger litt besonders während der Zugzeit sein Gefieder in bedenklicher Weise. Ihn zur Schonung desselben jeden Abend in einem Sack aufzuhängen, wie dies schon geschah, war mir zu umständlich und hätte in diesem Fall auch keinen Dienst geleistet, da er sich ebenso des Tages der Zerstörung desselben möglichst befliss. Die Conturfedern des Kukuks scheinen übrigens sehr brüchig zu sein wie die der Tauben. Seine Intelligenz wurde allmählig so weit entwickelt, dass er die Mehlwürmer bei gehobenen Flügeln mit einem raschen Hieb von der Hand wegnahm; weiter bildete sich selbige nicht aus. Den Winter musste er im kalten Zimmer zubringen, woselbst er manchmal eine Kälte von  $-4$  bis  $6^{\circ}$  C. schadlos aushielt. Da er sehr schwach befiedert war, nahm ich ihn trotz widrigen Geruches seiner Fäces den 3. Januar des folgenden Jahres in's geheizte Zimmer, woselbst er dann den 15. d. M. mit Tod abging.

Einen dritten Kukur brachte ich gar nicht zum Fressen; er that unbändig, obwohl er noch ziemlich jung war, so dass sein Schwanz höchstens 3" Länge hatte. Näherte man sich ihm mit Futter oder sonst, so hob er die Flügel und hieb mit dem Schnabel um sich. Als Lohn für sein garstiges Benehmen wurde ihm der Kragen umgedreht, und er steht jetzt als warnendes Beispiel in meiner Sammlung.

Ich glaube, dass gefangene Kukuke aus den gleichen Gründen, die bei'm Wiedehopf angegeben sind, meistens innert 1—2 Jahren zu Grunde gehen. Ebenso bin ich aber überzeugt, dass

sie bei richtiger Pflege und Futter und in einem grossen Raume gehalten lange dauern würden. Ich bin schon auf den Gedanken gekommen, ob sich nicht vielleicht noch schwebende Fragen aus der Naturgeschichte des Kukuks durch Beobachtung desselben im Zimmer lösen liessen, wenn man z. B. einem jungen, aufgezogenen, selbstfressenden Paar Kukuke 1—2 Zimmer, die möglichst natürlich eingerichtet wären, zur Verfügung stellte und demselben einige Paare kleiner Vögel, die im Zimmer brüten, z. B. Heckenbraunellen, Kanarienvögel etc. beigesellte. Der Versuch müsste jedenfalls einige Jahre fortgesetzt werden. Ich werde, wo möglich, diese Idee einmal zu verwirklichen suchen. Schade, dass sich die zoologischen Gärten mit unsern einheimischen Vögeln zu wenig befassen!

Eine Reihe von 6 Kukuken erhielt ich bei Anlass unserer Vogelausstellung, die manches Interessante boten. Den ersten bekam ich sammt den Pflegeeltern, einem Paar Gartenrothschwänzchen (*Sylvia phœnicurus*). Dieser war ihnen schon in seinem Neste zum längern Aetzen aufgebürdet, indem der Ausgang desselben mit Stäbchen verengert wurde, so dass er nicht entfliehen konnte. Er wurde nun auch im Käfig weiter geätzt. Den folgenden Tag brachte man mir einen zweiten, schon ausgeflogenen, der den kleinen Thierchen ebenfalls zum Füttern anvertraut wurde, was sie willig übernahmen. Es war ein komisches, fast Erbarmen erregendes Bild, wenn die kleinen Vögelchen, von den ungeschlachten Burschen angezischt, sie zu ätzen versuchten; stand eines neben ihnen auf der Sitzstange, so war es zu kurz, um die Nahrung, die aus blossen Ameisenpuppen bestand, jenen in den Rachen zu schieben, deshalb brachte es ihnen dieselbe im Fluge bei oder stand auf ihren Kopf, um in die Nähe des Schnabels zu gelangen. Nach einigen Tagen übergab ich den Rothschwänzchen selbst einen dritten Kukuk, der ebenfalls angenommen wurde. Je friedlicher die kleinen Pflege-



eltern ihr von Natur auferlegtes Amt ausführten, um so zank-süchtiger und unverschämter waren die Adoptivkinder. Oft hieben sie in vollem Zorn mit gelüfteten Flügeln auf einander los, ebenso nach der hingehaltenen Hand. Waren sie recht hungrig, so drangen sie auf die Rothschwänzchen ein, verfolgten sie und versuchten, sie durch Schnabelhiebe an ihre Pflicht zu erinnern; das war ihr Dank!

Nach und nach erhielt ich noch 3 Stück Kukuke, die ich ebenfalls durch die Rothschwänzchen aufziehen liess; doch nahm ich ihnen vorzu diejenigen weg, die selbst fressen konnten, so dass sie nie mehr als drei gleichzeitig zu füttern hatten; immerhin war auch das keine Kleinigkeit! Die Kukuke lassen sich noch lange füttern, nachdem sie schon selbst fressen können, wahrscheinlich aus blosser Trägheit. Die zwei jüngsten wurden noch während der Ausstellung geätzt, doch geschah dies von den etwas scheuen Rothschwänzchen der Zuschauer wegen zu wenig, so dass jene in einigen Tagen zu Grunde gingen. Von den Rothschwänzchen sah ich überhaupt bloss das Männchen füttern; wahrscheinlich übernahm auch das Weibchen dieses Geschäft, wenn Niemand zusah. Die andern vier Kukuke gediehen gut, waren aber durch gegenseitige Raufereien und Umhertoben so schlecht im Gefieder, dass ich nach der Ausstellung zwei derselben tödtete, die andern zwei kamen in die Verloosung. Schliesslich noch die Bemerkung, dass sie, sobald sie selbst fressen, auch Käsequark und Fleisch erhielten und begierig verzehrten. Ich möchte hier überhaupt dem Käsequark oder Milchzieger als einem ausgezeichneten Futter für Insektenfresser das Wort reden. Die Vögel haben ihn sehr gern; schon oft sah ich zu, wie ganz zarte Insektenfresser, wie *Muscicapa*, *Saxicola*, *Calamoherpe* etc. bei gleichzeitig gereichten frischen Ameisenpuppen dem Zieger den Vorzug gaben. Er ist jedenfalls sehr nahrhaft und hat noch nie Erscheinungen zur

Folge gehabt, welche auf Unverdaulichkeit hingewiesen hätten. Die Bereitung geschieht folgendermassen: rohe oder gesottene Milch wird so lange stehen gelassen, bis sie gerinnt, was an einem warmen Orte natürlich am schnellsten geschieht; dann wird sie gekocht, wobei sich der Zieger ganz fest absetzt.

**Rallus aquaticus** L. *Wasserralle*.

Mit diesem Vogel machte ich traurige Erfahrungen! Als Bösewicht kannte ich ihn schon, aber für einen Raufbold, wie er sich mir dieses Jahr zeigte, hätte ich ihn nicht gehalten. Im Dezember 1868 erhielt ich eine Wasserralle, die sehr bald an's Futter ging, welches aus Rüben und Brod, Ameisenpuppen, Milchzieger und Hanfsamen bestand. Nach einiger Zeit kam eine zweite dazu, die oft einen scharfen Pfiff hören liess; ich hielt beide für ein Paar. Sie lebten in grösster Eintracht, bis ich nach ungefähr 14 Tagen eine dritte bekam, die ich nach kurzer Einzelhaft auch zu ihnen brachte. Wie erstaunte ich des andern Morgens, als ich zwei Leichen im Käfig fand! Bei beiden waren die Köpfe und die hintere Seite des Halses ganz gerupft, so dass Mord auf der Hand lag. Ob sich nun diese zwei bekämpft haben, bis beide erlagen, oder ob das dritte Exemplar der Missethäter war, ist unentschieden. Die Unglücklichen waren ein Paar. Auffallend blieb, dass die überlebende gar keine Verletzung zeigte. Diese verlebte nachher mit einer gesprenkelten Ralle (*Gallinula porzana*) noch manche friedliche Tage, bis beide zufällig starben.

*Rallus aquaticus* ist übrigens bei besagtem Futter leicht längere Zeit am Leben zu erhalten. Ihre Hauptleiden sind schliesslich geschwollene und erodirte Füsse. Sie verlangt nassen, weichen Boden, was sich im Käfig der Reinlichkeit wegen nicht gut bewerkstelligen lässt, eher wohl im Freien in Volièren, wo sie durch ihre geschmeidigen, gewandten Bewegungen den Beobachter erfreut.

**Larus canus L. Sturmmöve.**

Wer je eine Möve im Freien beobachtet hat, der wird Wohlgefallen an den hübschen, lebhaften Vögeln gefunden haben; ihre angenehme Farbenmischung, ihr schöner Flug und flinker Gang sprechen gewiss Jeden an; nur ihr Geschrei ist nicht gerade melodisch zu nennen. Es war schon längst mein Wunsch, eine Möve etwas näher beobachten zu können, ohne eigentlich eine passende Lokalität zu deren Unterbringung zu besitzen.

Den 12. Dezember 1868 gab mir endlich der Zufall eine junge Sturmmöve, deren Gefieder sich schon sehr dem der Alten näherte, in die Hände. Ein hiesiger Herr, der sich häufig mit Jagen beschäftigt, verletzte den einen ihrer Flügel in der Nähe des Ellenbogengelenkes und war so freundlich, dieselbe des folgenden Tages mir zu überschieken. Ich räumte ihr freilich meinen grössten Käfig ein, der früher einem Uhu zur Wohnung gedient; es war dennoch für eine Möve ein sehr beschränkter Raum. Die Schwungfedern des verletzten, herabhängenden Flügels schnitt ich kurz ab, in der Hoffnung, die Möve werde das hiedurch leichter gewordene äussere Ende etwas anziehen können. Es nützte dies jedoch Nichts, ebenso misslang ein Versuch, den Vorderflügel in die Tragfedern und an die Seite zu leimen, indem sich der Vogel dem Verbande entzog, gleich die Flügel lüftete und den Leim zu entfernen suchte. Vom ersten Augenblick an war die Möve ganz zutraulich, machte keine Fluchtversuche und frass gleich vorgeworfene Fische, die ich ihr während der ersten Zeit zur Genüge reichen konnte. Sie schien sich der besten Gesundheit zu erfreuen trotz der bedeutenden Wunde. Die Vögel scheinen überhaupt dem Wundfieber nicht sehr unterworfen zu sein oder nicht stark darunter zu leiden, wie ich schon mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatte. Der Appetit meiner Möve war

sehr bedeutend, so verzehrte sie in einem Tage 24 sog. Agunen, 9 Stück nach einander; ein anderes Mal sog. Hürlinge, 1—1½“ lange Fischchen, 40 Stück. Ausser Fischen frass sie Brod, Eingeweide von Vögeln und Milz. Innert einer Woche verzehrte sie eine ganze Rindsmilz von 2½ Pfund. Sie würgte auffallend grosse Bissen hinab, so ohne Anstand Fische von 15 Centimeter Länge und 3½ Centimeter Breite; einmal sogar eine hochträchtige Maus; bei einem geschossenen Exemplare traf ich zwei Entenfüsse im Magen, gewiss ein Beweis, dass die Möven wenigstens hinsichtlich der animalischen Kost nicht wählerisch sind. Zwischen todten und lebenden Fischen machte meine Möve keinen Unterschied, indem sie manchmal, wenn beiderlei im Wasser lagen, todte zuerst nahm, natürlich bei allen den Kopf voran. Ohne Veranlassung liess sie keinen Ton hören, nahm man sie aber in die Hände, so schrie sie heftig und konnte mit der Spitze ihres Schnabels, den sie dann gerne benutzte, blutig beißen. Vom 7.—9. März wollte sie nicht mehr mit gewohntem Appetit Milz fressen, da sie solche schon längere Zeit, ohne Abwechslung mit Fischen, erhielt. Krank schien sie nicht gerade zu sein; den 10. reichte ich ihr dann Eingeweide von einem Fischreiher, die ihr besser schmeckten. Die Fischnahrung wurde jedoch immer seltener und so ging sie, obschon in's Freie gesetzt, bei nasskalter Witterung den 19. April 1869 zu Grunde.

**Podiceps minor** Lath. *Kleiner Lappentaucher.*

Die Lappentaucher sind sehr schwierig in der Gefangenschaft zu halten, zumal die grössern Arten. Ein Hauptübelstand besteht darin, dass sie als eigentliche Wasservögel ein geeignetes Bassin zur Verfügung haben müssen, und noch misslicher ist es, dass sie nicht gern ein anderes als das von Natur aus gewohnte Futter zu sich nehmen.

Ich hielt einige Zeit einen kleinen Lappentaucher, von welchem ich Ihnen gern Einiges mittheilen möchte. Der komische Bursche machte mir viele Freude, da er ganz zahm und zutraulich war. Ich erhielt ihn den 29. Januar 1869 von Buchs, wo er unter dem Eise gefangen wurde. Gleich von Anfang an frass er Mehlwürmer, und zwar während ich ihn in der Hand hielt. Wenn wild gefangene Vögel wenigstens nur Etwas zu sich nehmen, was man ihnen zu bieten im Stande ist, an anderes Futter lassen sie sich dann allmählig schon gewöhnen! Meinen Taucher liess ich in der ersten Zeit in der Stube herumlaufen, was er sehr gut ohne Benutzung der Flügel zu Stande brachte; er trippelte sehr rasch, ohne an Möbel oder Wände anzurennen. Wenn ich ihm Mehlwürmer vorhielt oder auf den Boden legte, kam er gleich herbeigesprungen; nach einem Marsch legte er sich jedesmal nieder, konnte jedoch auch stehend vom Boden Futter aufnehmen. Indem ich die Mehlwürmer zerschnitt und unter anderes Futter mischte, gewöhnte er sich bald an dasselbe (Rüben und Brod, gekochtes Fleisch, Ameisenpuppen und Käsequark nebst etwas gut gequetschtem Hanfsamen). Des Nachts lagerte er sich meistens an demselben Ort in einer Ecke, woselbst aber ein unangenehmer Misthaufen entstand und die Wände ziemlich weit hinauf beschmutzt waren. Er erhielt deshalb später eine grosse Kiste zum Aufenthalt, in der sich ein geräumiges Wassergeschirr befand, zu dem er mittelst einer Treppe gelangen konnte; doch schien er ein Häufchen Heu in einer Ecke vorzuziehen, da er meistens dort sass. Die Zahmheit hatte er nach und nach ziemlich verloren; die Mehlwürmer nahm er nicht mehr aus der Hand und suchte zu entweichen, wenn man ihn anfassen wollte. Eine Zeit lang erhielt er junge Fischchen, die er sehr gern verzehrte, doch wurden die letzten seines Vorrathes übelriechend, und er ging leider, wahrscheinlich weil er solche faulende Fischchen frass, den



22. Februar zu Grunde. Er war gut bei Leib und verbreitete den gleichen eigenthümlichen Geruch wie ein frischgefangener.

**Anas clangula** L. *Schellente.*

Erlauben Sie mir, über ein Schellenten-Weibchen, das ich  $\frac{3}{4}$  Jahre besass, Einiges zu erzählen und einige allgemeine Bemerkungen anzureihen.

Mitten im Winter erhielt ich ein solches durch eine Fischfrau. Seine Füße waren zusammengebunden, und in Folge dessen streckte es selbige nach hinten hinaus. Obschon ich keinen Weiher zur Verfügung hatte, erwarb ich es doch und brachte es in einer leerstehenden Küche unter. Als ich seine Bande löste, konnte es weder gehen noch stehen; ich bettete es daher auf Heu, stellte ihm Wasser vor und reichte ihm Brod, welches es mir sogleich aus der Hand frass; die Mahlzeit für den Rest des Tages legte ich ihm vor. Während der ganzen Zeit, während welcher ich es hatte, erhielt es bloss Brod und Hafer. Nach einigen Tagen stand es auf und schwankte umher, es erhielt nun eine Gelte mit Wasser, in welche es vermittelst eines Steges gelangen konnte. Im Verlaufe des Winters wurde es so kalt, dass einige Zeit lang das Wasser fest zufror und ich zwei Gelten zum Wechseln benutzte.

Im Frühjahr brachte ich meine Ente in einen kleinen Wassertümpel im Garten, der durch den Abfluss des Brunnens gebildet wurde; neben demselben stellte ich eine Kiste als Stall auf. Hier blieb jene nun während des ganzen Sommers, ohne sich von der Stelle zu entfernen, obwohl Flügel und Füße unverletzt waren; nur einmal während eines heftigen Sturmes flatterte sie einige Häuser weit, konnte aber leicht wieder geholt werden. Des Nachts jagte ich sie der Katzen wegen in ihren Stall. Im Herbst gab ich sie im besten Wohlbefinden in andere Hände.

Ich berichtete Ihnen über diese Ente zunächst deshalb, weil sie nicht häufig gehalten wird und unter sehr schlechten Verhältnissen doch gut gedieh. Dann gibt mir ferner ihre Zahmheit Gelegenheit, von einer Beobachtung zu sprechen, die ich schon einige Mal auch bei andern Vögeln machte. Es scheint mir nämlich, als ob alt gefangene leicht zahm werden, wenn sie eine Zeit lang arg gelitten haben, und man sich dann ihrer annimmt; so bei dieser Ente durch das qualvolle Daliegen mit gebundenen Füßen. — Einst erhielt ich eine frischgefangene Pernise in einem Käfig, in dem sie sich nicht drehen und wenden konnte. Vorher einige Stunden in der Eisenbahn gerüttelt und in den Bureaux von den Postangestellten möglichst herumgeworfen, war sie gleich nach der Ankunft so zahm, dass sie mir aus der Hand frass und ich sie überall wegnehmen konnte, wo sie sich gerade befand. — Ein Birkhuhn (*Tetrao tetrix*) kam mir im Sommer in die Hände; es hatte einen grossen Brutfleck, so dass es Eier oder Junge gehabt haben mag, und wurde beim Einfangen durch einen Steinwurf betäubt. Ich erhielt es auch in einem engen Käfig per Eisenbahn. Es war gleich so zahm, wie oben erwähnte Pernise, und nach einigen Tagen flog sie ihrem Besitzer (ich musste sie wegen Platzmangel fortgeben) zur Fütterung auf die Achsel.

Ein Freund von mir hatte in seinem Taubenschlag auch ein Paar ganz schöne Lachtauben; da verlor er in einer Nacht viele Insassen von jenem durch einen Marder. Auch die eine der Lachtauben war todt, die andere stark verwundet. Er nahm sich dann der letzteren an und pflegte sie, worauf sie äusserst zahm wurde. — Hiemit sei natürlich gar nicht gesagt, dass durch ähnliche Missgeschicke alle Vögel zahm werden; aber es kommt nicht selten vor.

---